

(Nachdruck verboten.)

59)

Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Pete bedurfte nur einen Augenblick der Ueberlegung. Ja, er hatte das Geld und wollte es borgen. Cäsar sah Pete an, und Pete sah Cäsar an. „Er redet all das dumme Zeug,“ dachte Cäsar, „und weiß doch recht gut, wohin die Frau gegangen ist. Er weiß auch, wer sie ihm entführt hat, und gedenkt den Menschen eines schönen Tages über Hals und Kopf aus seinem eignen Hause zu werfen — er hat auch volles Recht dazu — er vollzieht nur die Rache des Herrn.“

Doch Petes Gedanken drehten sich um etwas ganz andres.

„Der alte Mann lebt nicht mehr lange genug, um es zurückzahlen, und der junge wird es gar nicht einmal versuchen — es soll eines Tages Philipp zu gute kommen.“

II.

Drei Tage lang hielt Pete seine gewohnte Lebensweise ein. Er hoffte die bösen Zungen der kleinen Welt, die ihn umgab, zum Schweigen zu bringen und den teuren Namen, den sie zu verunglimpfen trachteten, rein und makellos zu erhalten. Am Dienstag früh wurde ihm aber die Spannung unerträglich. Unter dem Vorwand, daß er Geschäfte habe, seinem Vergnügen nachginge oder Gott weiß was für thörichte und unsinnige Pläne verfolge, fing er an, die Insel zu durchstreifen. Er besuchte jedes Kirchspiel des Nordens, durchzog jedes Dorf, erkletterte jede Schlucht, stöberte die entlegensten Hütten auf und machte Bekanntschaft mit jeder alten, in der Einsamkeit lebenden Frau. Manchmal war er schon in der grauen Dämmerung unterwegs, durchschlich die ruhigen Gassen der Stadt wie ein Dieb, mit leisen, verstohlenen, vorsichtigen Schritten, bis er auf die Landstraße, auf die Felder oder auf das offene Moor kam. Dann erst gab er seinem Fuße Schwüngen, holte tief Atem und machte sich Lust durch einen lauten Ausschrei aus schwer bedrückter Brust.

Zwei lange Wochen brachte er mit diesen planlosen Forschungen zu. Vor den Leuten aber stellte er sich, als wäre er so glücklich wie ein Anabe; er pfiß, lachte, plauderte, schrie vor Uebermut, schwatzte allerlei Unsinn und schlug nach hinten und nach vorn aus wie ein Ziegenbock. Doch wohin er auch ging und wie früh er auch zu seinen Ausflügen ausbrach, so verfehlte er doch nie, um sieben Uhr abends wieder zu Hause zu sein. Gewaschen und gekämmt saß er dann in seinen Hausschuhen und in Hemdärmeln an der Gartenthür, rauchte eine lange Thonpfeife und wartete auf den Postboten, der die Briefe brachte.

„Sie wird schreiben,“ sagte er sich. „Wenn sie sich ein bißchen wohler fühlt, wird sie uns aus der Angst reizen und schreiben. Lieber, alter Pete, vergieh, daß ich Dir nicht eher geschrieben habe,“ wird es dann heißen. O gewiß, gewiß, ich verlasse mich fest darauf!“

Doch ein Tag folgte auf den andern und es kam kein Brief von Käthe. Zehn Abende hinter einander rauchte er so über die Gartenthür gelehnt, scheinbar gemächlich und voller Behagen. Doch lauerte er dabei immer auf die hohe Wülste des Briefträgers, der beim Gerichtshaus um die Ecke biegen mußte, und behielt seine Fäße im Auge, wenn er an der Brunnennauer vorbei ging, um zu sehen, ob sie die Richtung nach ihm einschlugen. Zuletzt aber wandte er sich jedesmal mit einem tiefen Seufzer wieder ab, den er unter heftigem Nüchtern zu verbergen suchte.

Der Postbote sah ihn im Vorbeigehen an und seine kleinen Augen zwinkerten hinterlistig.

„Noch immer nichts für Sie, Kapitän,“ äußerte er endlich.

„Pah!“ sagte Pete und blies mächtige Rauchwolken in die Luft. „Meine Geschäfte lassen sich nicht brieflich abthun, Mr. Kelly.“

„Das wohl — doch wenn die Frau eines Mannes fort ist —“ fing der Briefträger wieder an.

„O, jetzt weiß ich, was Sie meinen,“ unterbrach ihn Pete mit verständnisvollem Blick und fügte dann mit einer Bewegung der Hand hinzu: „Sie ist wie ihr Mann, Mr. Kelly — sie plagt sich nicht gern mit Briefschreiben.“

„Sie werden sich aber doch nach einer Zeile sehnen, Kapitän, das ist ja natürlich.“

„Keine Nachricht — gute Nachricht — ich kann es ihr überlassen.“

„Natürlich, das ist ja ganz richtig. Aber doch und trotz allem — ein Briefchen kann nicht schaden, Kapitän — ist bald geschrieben, und thut manchmal gut, wissen Sie, weil es zeigt, daß die Frau den Mann nicht vergißt, wenn sie fort ist.“

„Unbesorgt, Mr. Kelly!“ sagte Pete.

„Nicht notwendig? Nun, das steht natürlich bei Ihnen. Gute Nacht, Kapitän.“

„Gute Nacht, Mr. Kelly.“

Er hatte zwar gelacht und die Augenbrauen spöttisch hinaufgezogen, mit den Händen abwehrende Bewegungen gemacht und Gleichgültigkeit geheuchelt, des Postboten Reden hatten ihn aber doch an der empfindlichsten Stelle getroffen. „Die Leute argwöhnen etwas,“ dachte er. „Man zischelt sich allerlei Dinge ins Ohr.“

Er suchte zuerst darüber; aber hinterdrein kam ein Gedanke, der ihn ängstigte. „Philipp wird davon hören. Man wird ihm sagen, daß sie nicht an mich schreibt, daß ich nicht weiß, wo sie sich aufhält, daß sie mich verlassen hat und eine schlechte Frau ist.“

Der Wunsch, daß Käthe bei Philipp in Ansehen stehen sollte, war in Petes Seele ebenso stark als der andre, nämlich der, daß Käthe eine hohe Meinung von Philipp haben möchte. Aus dem Dunkel seiner Erinnerung an jene furchtbare Nacht, die sie ihm geraubt hatte, trat jetzt ein Gedanke, der bisher in seiner Seele begraben gelegen hatte, wieder hervor, um ihn zu martern. Ihm fiel ein, was ihm Cäsar von Philipps Kampf mit Roß Christian gesagt hatte. Philipp selbst hatte es niemals erwähnt, das sah ihm aber nur ähnlich. Wenn nur böse Zungen ihm von Roß erzählten unter Andeutungen, daß das Unheil von diesem herrühre, so würde Philipp daran zurückdenken; er würde nicht unvorbereitet sein und es vielleicht anhören und glauben.

Noch zwei Tage länger hielt Pete seine alte Hoffnung hartnäckig aufrecht und ertrug das neue Schrecknis mit wahrer Todesangst. „Sie wird schreiben. Sie wird mich nicht länger warten lassen.“ Allein sie schrieb nicht, und am zweiten Abend, ehe er von der Gartenthür wieder zurück ins Haus ging, stand sein Plan fest. Er mußte die üble Nachrede auf alle Fälle zum Schweigen bringen. Wenn auch sein eignes Herz von Zweifeln, Befürchtungen und trüben Ahnungen bestürmt wurde, so sollte doch Philipp nie aufhören zu denken, daß Käthe gut und lieb und treu wäre.

„Zu Bette jetzt, Nancy,“ rief er und schwankte wie ein Betrunkener in die Halle herein. „Ich will diese Nacht arbeiten und muß das Haus ganz allein für mich haben.“

„Du liebe Zeit, was reden Sie da vom zu Bette gehen?“ sagte Nancy. „Um sieben Uhr abends noch dazu, und das Kind ist mir noch keine Stunde vom Arme gekommen. Gott weiß, was für 'ne Arbeit das sein mag, die Sie im Beisein guter Menschen nicht machen können.“

„Nur fort, nur fort, Nancy! Sie sehen verzweifelt müde aus. Die Kleine nimmt Sie erschrecklich mit. Es heißt nicht umsonst im Sprichwort: „Gut geschlafen ist halb gegessen.“ Und auch die Schönheit leidet darunter. Ruhen Sie sich aus. Sie verderben sonst Ihr ganzes blühendes Aussehen, und wo soll ich sonst noch einen Mann für Sie hernehmen?“

Er ließ nicht ab, sie zu beschwachen, ihr zu schmeicheln, wich ihr nicht von der Seite, setzte ihr zu, nergelte an ihr herum, trieb sie fort und bewog sie endlich, zu Bett zu gehen. Sobald er allein war, sah er sich rund um, horchte, verschloß die Thüren zum Besuchszimmer und zur Küche, verriegelte die Thür zur Treppe, legte die Stette vor die Hausthür, zog seine Stiefel aus und ging nur noch auf den Fußspitzen. Dann bities er die Lampe aus, füllte und beschnitt sie, zündete sie mit einem Fidibus am Feuer wieder an, und lauerte dazu

auf den Kamintepfich nieder. Hierauf stellte er den Tisch fest und den Armstuhl dahinter, nahm aus einem Schrank in der Ecke Feder und Tinte, eine Schreibunterlage, ein Paket Briefpapier und Couverts, eine Stange Siegellack, eine Schachtel mit Streichhölzchen, eine Briefmarke, das Wörterbuch und das Fes, in dem Rütche ihn schreiben gelehrt hatte.

Als die Uhr neun schlug, pflanzte Pete sich vor den Schreibtisch hin, die Feder in der Hand und die Zunge in der linken Backe. Eine halbe Stunde später wurde er durch ein Geräusch erschreckt.

„Wer da?“ rief er mit grimmiger Stimme und sprang so erschreckt auf wie ein Mensch, der bei einem Verbrechen ertappt wird. Es war nur Nancy, welche unter dem Vorwand, die Milchflasche des Kindes vergessen zu haben, die Treppe herunter kam. Er brummte eine Art Entschuldigung, händigte ihr die Flasche durch eine Spalte der geöffneten Thüre ein und hief sie wieder zu Bette gehen.

„Du meine Güte!“ sagte Nancy im Hinaufgehen. „Treibt der Mann etwa Falschmünzerei, oder ist ihm der Brauntwein zu Kopfe gestiegen?“

Zwei Stunden später bildete sich Pete ein, er sähe ein Gesicht am Fenster; er ergriff einen Stock, machte die Kette los und stürzte zur Thür hinaus in den Garten. Es war aber niemand da; die Stadt lag im Schlafe, es regte sich fast kein Lüftchen; nur der leise Nachthauch bewegte die Blätter der Bäume; man vernahm kein Geräusch, außer dem taktmäßigen, unaufhörlichen Anschlagen der Meereswellen am Ufer.

Nach seiner Rückkehr in das Haus, wo das Feuer knisterte und der Kessel sang, sonst aber alles still war, nahm er seine Arbeit wieder auf und beendigte sie erst zu später Stunde, kurz vor der Morgendämmerung. Die Finger seiner rechten Hand waren bis ans erste Gelenk voll Tinte, sein Kragen stand offen, sein Hals war bloß, seine Augen brannten, alle Adern in seinem Gesicht waren geschwollen und blau, große Tropfen kalten Schweißes standen ihm auf der Stirn, und der Teppich um seinen Stuhl war so übersät mit weißen Papierfetzen, als wäre ein Schneesturm darüber hingegangen.

Er kniete nieder, las diese Abfälle auf und verbrannte sie, wobei er aussah wie einer, der die Weiße seiner Schuld vernichtet. Dann trug er Tinte, Wörterbuch, Schreibunterlage und Siegellack, nebst einem Laib Brot, einem Tischmesser, einer Flasche Brauntwein und einem Trinkglas wieder in den Schrank zurück. Hierauf schüttete er eine Schaufel Kohlen auf das Feuer, damit es bis zum Morgen brennen sollte, stellte die Lampe vom Tisch auf das Fensterbrett, so daß sie ihr Licht in die Dunkelheit draußen warf, und nahm die Kette vor der Hausthür ab, damit ein nächtlicher Wanderer, falls einer käme, eintreten könne, ohne anzuklopfen.

Er verrichtete dies alles ganz unbewußt und gewohnheitsmäßig, wie ein Mensch, der es allnächtlich zu thun pflegt. Dann riegelte er die Treppenthür auf, lauschte einen Augenblick, ob er die Schläfer oben atmen hörte, schlich in das dunkle Besuchszimmer, warf einen Blick auf die Straße hinaus und legte sich auf das Sofa hin, um zu schlafen.

Es war vollbracht! Petes großer Plan war im Gange! Das Geheimnis, das er mit so fürchtbarer Heimlichkeit umgeben hatte, steckte in der inneren Brusttasche seiner Jacke, unterzeichnet, couvertiert, gesiegelt, mit Postmarke und Aufschrift versehen.

Pete hatte einen Brief an sich selbst geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Heute kam ein junger Mann zu mir. Er schickte mir seine Visitenkarte hinein, auf der zu lesen war: Woldemar Ringmer, Schriftsteller. Wenn mich eine völlig unbekannte Person mittels einer Visitenkarte zu sprechen wünscht, so erwacht mein Mißtrauen. Entweder will der Mann meine Töchter in eine Aussteuerversicherung hineinhegen, mir fünfzig Flaschen Wein billig ablassen, oder, wenn er sich als Kollege einführt, beginnt er gewöhnlich breit ausgesponnene Unterhaltungen über politische, literarische, wissenschaftliche Fragen, entwickelt eine überragende Personal- und Adressenkenntnis auf dem Gebiete der Schriftstellerei und die Sache endigt, nachdem er mir meine Zeit gründlich entwendet, allemal damit, daß ich in die Tasche greife und eine Silbermünze zur Verfügung stelle. Führe ich gar solche Unterhaltung im Be-

wußtsein, daß mir im eignen Beutel kein Ridel mehr blüht, so komme ich mir wie ein Verbrecher vor, der diese betriebsame Redegewandtheit um ihren lärglichen Sold betrügen will.

Der junge Mann, der heute auftauchte, zeichnete sich durch eine farbenglühende Krawatte aus, die ausreichen würde, eine ganze Garnitur Polstermöbel zu beziehen. Er trug einen Stod mit silberner Krüde, ziegelrote didnächtige Glacéhandschuhe von verblißender Neuheit, und allerdings auch einen schwarzen Anzug, von dem der heilige Glanz der Einsegnung ausstrahlen schien, durch die er einst geweiht war, sei es nun, daß mein Gast selbst oder ein ursprünglicherer Eigentümer des schwarzen Gewandes mit ihm in die Gemeinde frommer Bekenner geschritten war. Außerdem zeichnete sich mein Besucher durch eine gewisse nervöse Blöthe aus, durch eine eigenartige Mischung von Aufgeregtheit und Stumpfheit. Von seinen Lippen wehte die Erinnerung an genossenen Cognac bescheidener Güte.

Woldemar Ringmer flehte meine Verzeihung wegen der Störung an und versicherte mir sofort, daß ich unbesorgt sein könne, er wolle nichts von mir wie meinen bewährten Rat. Er nannte mir zehn Namen bekannter Persönlichkeiten, die ihn gerade an mich gewiesen hätten, weil ich durchaus vertrauenswürdig sei und hervorragend Bescheid wisse in den praktischen Dingen dieser Welt. Der von den zehn Leuten, mit dem ich die intimste Beziehung hatte, war mir vor fünf Jahren einmal flüchtig vorgestellt worden, seitdem hatte ich ihn niemals wiedergesehen.

Also Woldemar wünschte von mir zu wissen, welche Carriere er einschlagen solle.

„Sie sind doch Schriftsteller?“ bemerkte ich, indem ich seine Visitenkarte betrachtete. „Was haben Sie geschrieben? für welche Organe?“

„Ja, allerdings, gewissermaßen — aber, offen gestanden, ich will erst Schriftsteller werden und möchte nun wissen, wie ich das anfangen muß.“

„Schreiben!“

„Aber ich habe mir sagen lassen, daß man in der Regel die eingesandten Schriftwerke von den Redacturen und Verlegern mit bestem Danke zurückerhält.“

„Gewiß, das kommt vor; man muß es eben wagen!“

„Dann habe ich noch ein Bedenken,“ sagte Woldemar, „das ist wegen der neuen Orthographie. Jeden Tag wird da was andres eingeführt. Offen gestanden, ich kenne mich gar nicht mehr darin aus, und ohne Orthographie nimmt einem doch niemand etwas ab.“

„Darf ich fragen, welche Vorbildung Sie haben?“

„Ich habe das Gymnasium besucht, oder eigentlich vier Gymnasien; denn ich fühlte mich auf keinem recht wohl.“

„Bis zu welcher Klasse sind Sie gekommen?“

„Leider nur bis zur Quinta. Sehen Sie, ich war kein Muster-Schüler. Meine Individualität fügte sich nicht in den starren, nüchternen Schulzwang. Und dann hatte ich das Unglück, daß mir in Quinta bereits der Bart zu sprossen begann. Da meinte der Direktor, es wäre besser, wenn ich das Institut verliesse. Ich war damals 15½ Jahr alt. Ich folgte dem Rat. Obendrein hatte mir mein Hausarzt das Lernen eigentlich verboten. Als Kind, wissen Sie, hat mich das Dienstmädchen einmal fallen gelassen. Seitdem bin ich etwas schwach im Kopf. Ich war auch schon in einer — solchen Anstalt, aber auch da gefiel es mir nicht. Sagen Sie, ist die Schriftstellerei geistig anstrengend?“

„Ein wenig!“

„Ach, da muß ich diesen Beruf doch wohl aufgeben, Anstrengendes hat mir der Arzt verboten. Sagen Sie mir, verchrter Herr, was soll ich thun. Ich bin in einer verzweifeltsten Lage. Mein Erbteil ist aufgezehrt. Ich stehe dem Nichts gegenüber. Ich muß doch leben!“

„Wo zu haben Sie Neigung?“

„Ich dachte schon daran, Maler zu werden. Aber leider kann ich den Terpentingeruch nicht ertragen. Auch für die Musik hätte ich Interesse. Aber es giebt so unendlich viele Töne, und ich vermag sie beim besten Willen nicht auseinander zu halten.“

„Sie sind doch ein stattlicher Mensch, warum schlagen Sie nicht die militärische Karriere ein?“

„Ich habe Krampfadern,“ erklärte Woldemar ablehnend.

„Nun, es giebt doch tausendfache ehrliche Arbeit, irgend etwas wird sich doch für Sie finden? Wie wär's als Verkäufer, Sie haben eine elegante Erscheinung.“

„Um Gottes Willen nur das nicht,“ rief Woldemar erschreckt, „ich kann das lange Stehen nun gar nicht vertragen.“

„Irgend ein Handwerk?“

„Reinen Sie, daß das lohnend ist,“ fragte Woldemar, „und dann müßte ich doch eine längere Lehrzeit durchmachen. Ich brauche aber sofort ein Einkommen.“

„Dann machen Sie sich eben irgendwie nützlich. Werden Sie Gepächträger.“

„Ich leide doch an allgemeiner Muskelschwäche,“ erwiderte Woldemar vorwurfsvoll.

„Vielleicht irgend eine leichtere häusliche Beschäftigung — Adressenschreiben?“

„Soll ich meine Lungen etwa ganz ruinieren? Ich kann nicht auf einem Fleck stundenlang sitzen. Ich brauche Licht, Luft, Bewegung!“

„Jetzt hab ich's,“ rief ich aufmunternd, „werden Sie Landarbeiter, da haben Sie Licht, Luft und Bewegung.“

„Sie spotten meiner,“ seufzte Woldemar schmerzlich, „sehe ich aus, wie einer, der um 8 Uhr morgens aufstehen kann? Ueberdies neige ich zum Sonnenstich, wenn ich mich bücke, kriege ich die entsetzlichsten Kreuzschmerzen, und wenn ich schwiße, trifft mich der Schlag. Ich will Ihnen überhaupt sagen: das ganze lange regelmäßige Arbeiten ist für meine Individualität nicht geeignet. Es ist anstrengend, zeitraubend und nicht einmal finanziell lohnend.“

„Wenn Sie solche Ansicht haben, dann weiß ich nichts mehr zu raten. Wenn Sie nicht arbeiten dürfen und kein Geld haben, so bleibt höchstens noch übrig, Verbrecher zu werden. Unter Umständen ist so ein netter Einbruchdiebstahl ganz rentabel. Das Geschäft ist auch nicht langweilig, abwechslungsreich, oft geradezu spannend. Was meinen Sie?“

Woldemar blickte nachdenklich, nach einigem Zögern sprach er: „Das wäre in der That schon eher etwas Passendes für meine Individualität. Aber es wird sich doch nicht machen lassen. Das späte Ausbleiben bekommt mir nicht, ich muß frühzeitig zu Bette gehen, und Sie werden mir zugeben, daß Einbrüche in der Regel des Nachts ausgeführt werden müssen. Ueberdies haben manche Leute die üble Angewohnheit, einen geladenen Revolver auf dem Nachttisch liegen zu haben. Weist weiß man nicht, ob sich der Versuch rentiert. Die Leute haben ihr Geld und ihre Juwelen ja auf der Bank. Und schließlich wird man noch abgefakt —“

„Wäre das so fürchterlich für Sie?“
„Das gerade nicht, aber offen gestanden, mein Magen ist für andauernden Genuß von Hülsenfrüchten nicht eingerichtet. Ich würde daran sterben. Und außerdem fehlt es, wenn ich nicht irre, im Kittchen an kleinen Mädchen. Was aber wäre das Leben ohne Liebesglanz?“

„Dann weiß ich wirklich nichts mehr. Sie können nicht arbeiten, Sie wollen nicht stehlen, Sie sind schwachsinzig, mit Krampfadern behaftet, lungenkrank, leiden an Muskelschwund, schlechtem Gehör und stiefem Magen, Sie sind faul, haben nichts gelernt, Sie sind unmorthographisch und zu allem Elend noch individuell und verliebt — da ist guter Rat nicht nur teuer, sondern unerschwinglich. Ich bedaure, meine Zeit ist leider —“

Woldemar stöhnte so schmerzenvoll, daß ich meine grausame Absicht, ihn zu entlassen, aufgab und aufs Neue begann:

„Ich wüßte freilich noch einen letzten Versuch. Ich wagte Ihnen bisher nicht den Vorschlag zu unterbreiten. Ich wollte Sie nicht kränken. Aber wenn alle Stränge reißen, dann — sagen Sie, sind Sie zu allem bereit und fähig?“

„In meiner Lage — natürlich!“
„Und glauben Sie, daß man Ihnen die eben genannten Eigenschaften als — vorhanden und unheilbar — ärztlich und notariell bescheinigen wird?“

„Nichts leichter als das!“
„Nun wohlau, mein Freund, fassen Sie sich und nehmen Sie's mir nicht übel: Werden Sie Bankdirektor!“

Da flog ein selig verklärendes Lächeln über die etwas verquollenen Züge Woldemars. Aber schon senkte sich wieder ein Schatten des Zweifels auf seine Hoffnungen:

„Nein, es geht doch nicht. Sie wissen ja, ich kann keine andauernden Hülsenfrüchte vertragen...“

„Aber, junger Mann, Sie haben doch Ihren Schwachsinn ärztlich und notariell bestätigt. Was kann Ihnen da passieren! Sie nehmen sich einfach Sello und Mandel...“

Woldemars letzter Zweifel war gebannt, und strahlend sprach er: „Unendlichen Dank! Ich wüßte es wohl, man kommt nicht umsonst zu Ihnen. Sie helfen allen. Also abgemacht, es bleibt dabei: Ich werde Bankdirektor!“

Er wandte sich zum Gehen. Plötzlich fiel ihm noch etwas ein: „Offen gestanden, ich habe seit drei Tagen nichts Warmes gegessen...“

Ich gab ihm ein Markstück.
Jetzt kannte sein Glück keine Grenzen mehr. Er weinte fast vor Rührung: „Ich schwöre Ihnen, mein Herr, ich schwöre es Ihnen, ich betrachte diese Mark nicht als ein Geschenk, nicht als ein Almosen, sondern lediglich als ein Darlehen, gewissermaßen als Anlagelapital meiner neuen Zukunft. Und wenn ich die ersten zehn Millionen beisammen habe, dann gebe ich Ihnen das Darlehn zurück. Das schwöre ich Ihnen, so wahr ich Bankdirektor sein werde!“ —

J o c.

Kleines Feuilleton.

oo. **Sonntags-Berliner.** Das schönste an diesem ganzen Draußenwohnen ist der Sommersonntag. Man braucht sich nicht erst in der Stadtbahn halbtot quersüß zu lassen, wenn man in die frische Luft will, man hat die frische Luft hübsch bequem vor der Thür. Man braucht nicht erst lange zu überlegen, was treibst du heut, wo bleibst du? Man setzt sich vor die Thür in den Garten. Da duften die Blumen, da singen die Vögel, da rauscht der breitastige Kastanienbaum, und draußen auf der Straße ziehen die Berliner.

Sie ziehen vorbei wie Schauspieler auf der Bühne. Der Garten ist das Parkett, da sitzen „wir“ und sehen zu.

Es ist ein sehr vernünftiges Zusehen, viel vernünftiger als im Heberbrett. Man zahlt nicht mal Entree und hat noch Musik; es ist zwar nicht gerade Kammermusik, Spaß macht sie aber doch.

Diese Sonntags-Berliner sind ein ganz anderer Schlag als die, die in der Woche kommen. Wochentags macht die gute Gesellschaft Ausflüge, die geht ehrbar und würdig und selbst die Kinder halten sich auf der Promenade, man hört kein lautes Wort.

Der Sonntags-Berliner ist froh und frisch, lebenslustig und überschwänglich. Er macht Spektakel; es steckt aber so etwas Gesundes darin. Je früher er kommt, je lustiger ist er, und er kommt sehr früh. Morgens um sieben wimmeln sie bereits in hellen Haufen durch die Dorfstraße. Vater, Mutter, Kinder... der Morgen gehört der Familie.

Am Morgen ist die Bahn noch nicht „so voll“, da kann man es noch riskieren mit den Kleinen. Die Kinder sind selig. Wie das janzät und lacht und rennt. Die hellen Stimmen jubilieren mit den Vögeln um die Bette. Jeder grüne Strauch ist ein Wunder. Jede Blume ein Märchen, der Rosenstrauch drüben im Nachbargarten zieht sie alle in gleicher Weise an. Das kleine Mädchen mit dem großrandigen Florentiner hat sogar Mut, erst noch ein paar Ullde rechts und links, ist auch keiner da, der mich erwischt? Dann ein Händchen durch den Zaun, jetzt hat sie die Knospe. In drei Sägen ist sie bei den Eltern: „Mutterchen, Mutterchen, nun zeig aber mal, wo wohnt denn du der Rosenfels?“

Sie kennt ihren Anderen, die Kleine. Drüben aus dem Garten aber zeter eine Weiberstimme: „Du verfluchte Berliner Jöhre, jetzt reißt sie mir 'ne Nase ab!“

So gegen neun erscheinen die ersten Kremsler. Sie kommen fast alle aus der Rainhynstraße, vom Grünen Weg, oder doch aus den Gegenden da so rum. Sie sind alle bekränzt und sel's auch nur mit Buntpapierketteln. Born beim Kutscher baumelt allemal ein Schild, darauf kann man ganz genau lesen, wen man vor sich hat. Das Witwenkränzchen „Junner treu“ und der Regelflub „Ruddel-lugel“ sind absolut nicht zu verwechseln.

Die Damen tragen Schärpen von Seidenpapier und die Herren haben „tomische Kopfbedeckungen.“ Gar nicht zu sagen, was die tomisch sind! Jede einzelne eine Parrentappe.

Aber die Leute, die drunter stecken, sind auch närrisch vernüht. Vater und Mutter mit Kind und Regel, alte Knaben und junge Gesellen: Jeder trägt sein Abendrot im Päckchen. Wundersame Päckchen giebt's da zu sehen!

Und dazwischen mit ihren Herzaerliebsten die kleinen Tanzfräuleins. Die sind mal fein! Weiße Kleider, weiße Hüte, weiße Strümpfe, weiße Schuhe. Ja wahrhaftig, weiße Schuhe!

Drüben schwebt wieder eine heran zart-ätherisch wie eine Sylphe. Der weiße Wall schmiegt sich um ihre zarten Glieder wie ein Feengewand. Vielleicht ist sie gar kein Menschenkind, vielleicht kommt sie von der Waldwiese vom Elfenreigen. Sie hat so einen sehnsüchtigen Blick. Ah... jetzt hat sie entdeckt, was sie suchte, den jungen Mann da drüben; sie legt die Hände an den Mund und schreit: „Anjust, haste och die Schtullen?“

Und so flutet und wogt es auf und ab voll Lärm und Lachen und Leben. Sie kommen aus Werkstätten und Fabriken, aus engen Mauern und dumpfen Straßen und fahren in den grünen Wald. Grund genug zur Fidelitas. Sie winten und wehen mit Hüten und Tüchern und aus den Gärten winkt und weht es wieder: „Fröhliche Fahrt!“

Die braucht man ihnen aber wahrlich nicht erst zu wünschen. Die Gestähter lachen und die Augen strahlen. Die Harmonika setzt ein, die Radaututen blasen Tusch, die „immertreuen“ Witwen schreien Hurra. Mit Zucke und Zucke geht es durch das Dorf.

Auf dem Damm jagen sich die Fuhrwerke. Das Geklingel der Räder hört gar nicht mehr auf. Wagen folgt auf Wagen. Der Sonntags-Berliner fährt in jedem. Er „seht“ sich durchaus nicht auf den Zagometer, er amüsiert sich auch im Möbelwagen, wenn er nur „dekorier“ ist, und kutschiert drauf los, froh, daß ein Wagen zum Kutschieren da ist.

Und daneben die Fußgänger. Am Nachmittag kommt alles, was kommen kann, einzeln, zu zweien, in ganzen Trupps. Je tiefer die Sonne sinkt, je größer wird ihre Schar, wenn die Dämmerung über den Gärten liegt, giebt es nur noch ein Hin, kein Her.

Es ist aber jetzt etwas Andres über den Rassen als am Morgen, sie lachen und jubeln nicht mehr. Die Kinder sehen müde drein, die Großen gehen langsam, in den Kremslern, die zurückkommen, wird gesungen, es sind aber melancholische Lieder, und die Radaututen schweigen ganz.

Aus dem Sonntags-Berliner wird wieder der Wochen-Berliner, der gefekt und vernünftig und ein bißchen verlatert der Arbeit — dem Alltag entgegengeht. —

Psychologisches.

ss. **Nervöse Träume.** Auch das zarteste Kind des menschlichen Gehirnlebens, der Traum, scheint allmählich dem Seciermesser der Wissenschaft zu verfallen. Sowohl die Psychologie wie die Heilkunde haben sich neuerdings vielfach mit den Träumen beschäftigt, um sie auf ihre Entstehung und Wirkung zu untersuchen. Es ist auch schon eine ganz stattliche Zahl von Büchern und Aufsätzen darüber zusammengeschrieben worden, so daß es wohl verdienstlich ist, wenn jetzt Dr. Birnbaum in der Monatschrift „Die Krankenpflege“ (Georg Reimer-Berlin) eine Zusammenfassung der bisher gewonnenen Erkenntnis zu geben versucht. Er spricht in seinem letzten Aufsatz im besondern über nervöse Träume, die er noch in eine Anzahl von Gruppen unterscheidet. Zunächst sind da die Erscheinungen, die als hysterische Träume zu bezeichnen wären und meist bei Frauen vor-

Kommen. Ihnen hängt in außergewöhnlichem Grade die Eigenschaft an, daß es den betreffenden Personen schwer fällt, sie von der Wirklichkeit zu trennen. Am nächsten Tage wissen sie oft nicht, ob das Erlebnis im Traum oder im wachen Zustande geschehen ist. In einer Beziehung haben die hysterischen Träume eine Ähnlichkeit mit den Phantasien der Alkoholiker, indem nämlich häufig darin Heinerer oder größere Tiere auftreten, wie Katzen, Ratten, Mäuse, Frösche u. a. Je schwerer die Erkrankung ist, desto tiefer gewöhnlich auch der Schlaf, desto lebhafter auch der Traum. Das Erwachen erfolgt meist jäh wie aus einem plötzlichen Schreck heraus. Was den Inhalt der Träume betrifft, so unterscheidet der um solche Forschungen höchst verdiente römische Arzt Sante de Sanctis Kontraktträume, deren Inhalt dem Gedankengang des wachenden Zustandes gerade entgegengesetzt, und stereotypische Träume, die sich in mehreren aufeinander folgenden Nächten gleichmäßig wiederholen und gewöhnlich den geistigen Zustand nachhaltig beeinflussen. Daß aufregende Traumbilder überhaupt auf eine Krankheit verschlimmernd wirken, liegt auf der Hand. Bei den Hysterischen bleibt dadurch das Nervensystem oft Tag und Nacht in dauernder Erregung. Auch Herzkrankheiten vielfach unter lebhaften und qualenden Träumen, die jedoch keine Nachwirkung zeigen. Eine zweite Gruppe der nervösen Träume bilden die der Epileptiker, die fast immer schreckhaften Inhalts sind und häufig einem Krampfanfall vorausgehen. Eigentümlich ist dabei die Thatsache, daß sich der Kranke in solchen Fällen an den Traum erinnert, an den Anfall aber nicht, dessen sich allerdings die Epileptiker überhaupt nur selten bewußt werden. Ist die Krankheit veraltet, so erlischt das Traumleben fast völlig, wie sich ein solches auch bei Schwachsinnigen nicht finden kann. Es gilt überhaupt im allgemeinen der Satz, daß nur der ein Traumleben haben kann, der im wachen Zustande geistig regsam ist. Dieser Satz darf wohl aber nicht umgekehrt werden, denn es muß entschieden bestritten werden, daß jeder geistig regsame und bedeutende Mensch notwendig auch ein reiches Traumleben besitzen müsse. Interessant ist ferner noch die von Lombroso und andern vertretene Ansicht, daß die Träume der Epileptiker vom Bitterungswechsel und namentlich von raschen Veränderungen des Luftdrucks beeinflusst werden. Die dritte und allgemeinste Gruppe krankhafter Träume ist die der Neurastheniker, der Nerven Schwachen. Bezeichnend ist für sie ihr häufiges Eintreten, ihr qualender Inhalt, wobei Schlangen und andre Ungeheime, Leiden und Mörder eine Rolle spielen, Abdrücken, rundartiges Erwachen. Begreiflicherweise ist in den Ereignissen des Traums die träumende Person selbst stets der unterliegende Teil, der sich von Tieren oder Menschen bedroht und gemißhandelt sieht. Oft bezieht sich der Traum gerade auf den Körperteil, an dem der Kranke auch im wachen Zustande leidet. Die Träume der Geisteskranken endlich sind für den Forscher ein ungemein fesselnder Gegenstand. Man braucht nur an den Ausspruch Kant's zu erinnern: „Der Verdacht ist ein Träumen im Wachen.“ Von anderer Seite ist auch der gewöhnliche Traum als ein kurzer Wahnsinn des Träumers bezeichnet worden. Diese Beziehung zwischen Traum und Wahnsinn wird schon von den Philosophen des Altertums hervorgehoben. Der Vergleich beruht hauptsächlich auf der Verwirrung und der unzusammenhängenden Art, in der die Vorstellungen aneinander gereiht werden, ferner in der phantastischen Umbildung und Uebertreibung jedes Gesichtsbildes. Die der Wahnsinnige, so hält auch der Träumer gegen alle Erfahrung an erdichteten Dingen fest und vermag selbst einen nach den Naturgesetzen ganz unmöglichen Unsinn nicht als solchen zu erkennen. Sante de Sanctis hat die wichtige Frage aufgeworfen, ob ein Traum den Ausbruch einer Geisteskrankheit veranlassen könne und eine bejahende Antwort darauf gefunden. Bei Kindern findet man nach lebhaften Träumen zuweilen einen Zustand, der diese Behauptung glaublich macht. Endlich wäre noch von dem zu sprechen, was man neuerdings als eine Traumtherapie bezeichnet hat, nämlich eine Beeinflussung oder überhaupt eine künstliche Erzeugung der Träume. Daß beides möglich ist, wird durch zahlreiche Beispiele bewiesen. Schon im Altertum sogar soll die Möglichkeit künstlicher Träume bekannt gewesen sein. Jedenfalls aber ist man damit noch nicht weit genug gediehen, um eine günstige Beeinflussung von Krankheitszuständen zu gewährleisten. —

Technisches.

— Gravieren auf Glas mit Gelatine. Dr. v. Koblitz schreibt in der „Umschau“ (Frankfurt a. Main. S. Vothhold): Wer als Amateurphotograph mit Gelatinepapier zu arbeiten hatte, kennt gewiß die manchmal recht störende Neigung desselben zum Kollieren, eine Folge der mit dem Trocknen auftretenden starken Kontraktion der Gelatine. Diese Kontraktion nun verbunden mit einer zweiten Eigentümlichkeit haben, wie Cailletet, der bekannte Chemiker, welcher zuerst die sogenannten permanenten Gase verflüssigte, in „La Nature“ berichtet, ihn zu einer ganz merkwürdigen Anwendungsweise der Gelatine geführt. Bedeckt man nämlich Glas mit einer Schicht Veim- oder Hausenblasenlösung, so härtet dieselbe getrocknet so fest, daß die durch die Kontraktion erfolgte Ablösung dieser Schicht nur unter gleichzeitigem Abspringen einer ganzen Menge dünner Glaslamellen von verschiedener Stärke erfolgen kann. Dadurch erhält die Glasoberfläche ein ganz eigentümliches Aussehen, das lebhaft an die Eisblumen unsrer Fenster im Winter erinnert. Noch auffallender und mannigfaltiger wird der Effekt,

wenn der Leimlösung kristallisierbare und Gemisch für dieselbe indifferente Salze zugelegt werden (unterschwefligsaures Natron, Kaliumchlorat, Salpeter und Kalium haben sich in 6 prozentiger Lösung ziemlich gleichwirkend erwiesen), wonach man die schönsten farbkrautartigen Zeichnungen von kristallinischen Aussehen auftreten sieht. Dieselben gleichen sich natürlich in den seltensten Fällen; sie sind von der Dike der aufgetragenen Schicht, der zum Trocknen nötigen Zeit, der größeren oder geringeren Glätte der Glasoberfläche und verschiedenen andren Bedingungen abhängig. Aber nicht nur gewöhnliches Glas, auch gehärtetes, sogenanntes unzerbrechliches Glas, polierter Marmor und isländischer Spath können sich der eigentümlichen Wirkung der erhärtenden Gelatine nicht entziehen, und zeigt letzterer nach Abspringen derselben eine ganz eigenartige muschelartige Zeichnung.

Es ist begreiflich, daß bereits begonnen wurde, dieses einfache, billige und von jedem Laien nach einiger Uebung leicht ausführbare Verfahren zur Verzierung gläserner Gebrauchsgegenstände anzuwenden, wobei nur die Vorsicht zu beachten ist, die Leimschicht möglichst glatt, gleichmäßig dick und luftblasenfrei aufzutragen, beim Trocknen eine Temperatur von 40 Grad nicht zu überschreiten und schließlich nicht zu dünne und zerbrechliche Glasarten zu wählen, sondern solche, die der beim Trocknen unvermeidlichen mechanischen Kontraktionsgewalt den nötigen Widerstand entgegenzusetzen im Stande sind. —

Humoristisches.

— In Zahlungsstatt. „Der Kleine hier hat ein Behnmarktstück verschluckt, Herr Doktor — holen Sie's doch wieder heraus!“

„Hm, wollen sehen, was sich thun läßt! . . . Ist das Ihr Junge?“

„Nein . . . ich hab' ihn nur in Zahlung bekommen!“ —

— Genau. Junge Hausfrau (nach dem Kochbuche kochend): „Kathi, bringen Sie mir noch vier Löffel! Ich habe nur zwei, und hier im Kochbuch steht: „Nimm jechs Löffel Mehl!“ —

— Von Stufe zu Stufe. A.: „Dein Sohn ist ja Sänger bei einem Theater — wie geht's ihm dem?“

B.: „Hör' mir auf! Den Tenor hat er schon verlossen, und jetzt kommt der Bariton d'ran!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Richard Strauß und das Berliner Tonkünstler-Orchester werden in der nächsten Konzertsaison 6 große moderne Konzerte bei Kroll veranstalten. Abonnementsbestellungen werden im Bureau des Berliner Tonkünstler-Orchesters, Ludowigerstr. 15, entgegengenommen. —

— Einer Preis von 8000 M. schreibt die Behörde der Weltausstellung zu St. Louis 1904 für das beste Emblem aus, durch welches die Abtretung des Louisianagebietes an die Vereinigten Staaten im Jahre 1803 symbolisch dargestellt wird. Der Wettbewerb steht Künstlern aller Nationen offen. Letzter Einlieferungstermin ist der 5. November 1902. —

— Das Gewicht der Erdatmosphäre. Die „Atlantische Zeitung“ schreibt: Eine möglichst genaue Berechnung des Gesamtgewichts der irdischen Luftschicht hat unlängst Nils Ekholm veröffentlicht. Er benutzte dazu die zuverlässigsten Werte für den mittlern jährlichen Luftdruck im Meeresniveau der nördlichen und südlichen Hemisphäre, ebenso berücksichtigte er die mittlere Höhe der Festländer über dem Spiegel des Ozeans in deren Flächenausdehnung. Mit Beachtung aller dieser Faktoren findet er für die Masse oder das Gewicht der Atmosphäre den Betrag von 103 200 Billionen Centner. Vergleicht man dieses Gewicht mit demjenigen der ganzen Erde, so ergibt sich, daß letztere 1 180 000 mal so schwer ist als der Luftocean. Es mag noch beigefügt werden, daß auf Grund der neuesten Tiefenmessungen das Gewicht aller Meere auf 28 Trillionen Centner geschätzt wird, also nahezu 28mal so groß als das Gewicht des Luftoceans. —

— Bei dem Wettbewerb um den Personenbahnhof in Metz wurde das Projekt der Architekten Otto Sturm (Frankfurt a. M.) und Paul Huber (Wiesbaden) für 1500 M. angekauft. —

— An dem Bau der Jungfraubahn ist selbst während der Wintermonate weiter gearbeitet worden, weil die Tunnelbohrungen durch Schnee und Eis nicht verhindert wurden. Stärzlich ist die Strecke zwischen Rothstock und Rothwand fertiggestellt worden, die nächsten für den Verkehr eröffnet wird. Die Station Rothwand ist etwa 3000 Meter über dem Meere gelegen, noch 100 Meter höher als das Faulhorn, und gewährt eine prachtvolle Aussicht. —

— Vor einiger Zeit ist an einem Tage der ganze Fischbestand der Enns auf eine weite Strecke hin abgestorben. Nach einem Gutachten Dr. Schöffels, Professor der Leobener Bergakademie, ist das Sterben der Fische durch Chankali hervorgerufen worden. Es war Chankali enthaltender Gichtstaub des Pfaffenauer Hohenjohanns der Alpen Montan-Gesellschaft in den Erzbach und damit in die Enns gelangt. —